

Einleitung zum Tagungsband

Markus Rudolfi, Larissa Deppisch und Lukas Sattlegger

Umweltsoziologische Methoden und ihre Spannungen

Die steigende Relevanz der Umweltsoziologie bestätigt sich Tag für Tag, wenn wir z.B. über das Artensterben, die Energiewende, sozial-ökologischen Bewegungen wie „Fridays for Future“, schmelzende Gletscher oder Plastikverschmutzung zu hören und lesen bekommen. All diese Themen sind soziologisch bearbeitbar, weil diesem Komplex unter anderem ein Verständnis gesellschaftlicher Aktivität und ihrer Verantwortung mitschwingt. Heute umso mehr, da wir uns mit der Ausrufung des „Anthropozäns“, also der erdzeitlichen Epoche in welcher die Menschheit grundlegende Dynamiken des planetaren Erdsystems mitbeeinflusst, mindestens begrifflich auseinandersetzen müssen (Haraway 2015). Wohlgermerkt fand diese Ausrufung durch Geologen und Atmosphärenwissenschaftler statt und nicht durch Soziolog*innen (Crutzen & Stoermer 2000). Was das „Anthropozän“ allerdings einfordert, ist das disziplinübergreifende Denken. Es verlagert die Frage nach Interdisziplinarität in die Forschungsgegenstände selbst. Eine am Gegenstand orientierte Umweltsoziologie braucht eine differenzierte methodische Antwort, da sich ihre Forschungsgegenstände anfangen zu häufen und entsprechende Zuschnitte fordern. Einige Fragen, die sich daran anschließen, lauten: Welchen Rahmen will man der Methode geben? Wie begründet man ihre Anwendung neben all jenen Disziplinen, die bereits ihren Anspruch einlösen, für drängende gesellschaftliche Probleme durch die ökologische Krise eine adäquate Bearbeitung vorzunehmen? Wir, die Herausgeber*innen dieses Bandes, sehen die Umweltsoziologie positioniert in einem Spannungsfeld zwischen einer fragenden Gesellschaft und ausdifferenzierten Disziplinen, welche sich einer Antwort abmühen. Das Spannende an der Umweltsoziologie ist, dass sie gleichzeitig versucht, „Gesellschaft“ und „Umwelt/Natur“ analytisch zu fassen, ohne dass dabei bereits geklärt wäre, in welchem Verhältnis diese Dichotomie schließlich zueinander steht oder ob sie überholt sei (vgl. Latour 2015).

Die Sektion „Umweltsoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) benennt auf ihre Homepage eine vielfältige Schwerpunktsetzung, welche die theoretische und thematische Ausrichtung grob anschnidet. Nicht zu vernachlässigen ist allerdings, dass die Sektion sich nicht auf methodische Spezifika festlegt und die Methodenwahl dadurch zu einer Herausforderung wird, vor allem wenn der Anspruch ist, interdisziplinäre Fragestellungen zu bearbeiten. Das kann einerseits an der arbeitsteiligen Struktur der Fachgesellschaft liegen, in welcher die Methoden und Methodologie des Faches explizit an anderer Stelle diskutiert werden. Naheliegend ist aber auch eine schier nicht enden wollende Liste an erforschbaren Themen, die sich der Wissenschaft von der Gesellschaft in ihrer jeweiligen Relation zur Natur/Umwelt aufdrängt. Die methodische Reflexion einer gesellschaftlich relevanter werdenden

Forschungsrichtung mag da zunächst hinten anstehen und auf andere Stellen verwiesen werden. Die Beiträge in diesem Band sind daher auch vor dem Hintergrund einer neuen Relevanzsetzung der Methodendiskussion innerhalb der Umweltsoziologie zu sehen. Als Organisator*innen der 15. Nachwuchstagung der Umweltsoziologie und als Herausgeber*innen dieses Tagungsbandes, wollen wir versuchen diese methodische Lücke ein wenig zu befüllen und einen Anstoß für eine tiefergreifende Diskussion über die methodischen Eigenheiten umweltsoziologischer Forschung geben.

Als wir unseren Call für die Tagung verfasst haben, ließen wir offen, welches Verhältnis zwischen Theorie, Methode und Empirie in den Beiträgen thematisiert werden soll. In gewisser Weise war die Tagung selbst eine Methode, mit dem Ziel, einen Ausschnitt von den methodischen Entwicklungen und Herausforderungen der Umweltsoziologie zusammenzutragen. In diesem Sinne fand keine systematische Auswahl der Beiträge statt, der Tagungsband soll eher eine Momentaufnahme zur methodischen Vielfalt ganz konkreter umweltsoziologischer Forschungsprojekte sein. In den Beiträgen finden sich neben Projekten aus der qualitativen und quantitativen (eher weniger) Sozialforschung, auch inter- und transdisziplinäre Projekte, sowie wissenschaftstheoretische Abhandlungen, die über Methoden der Umweltsoziologie reflektieren. Die Frage nach umweltsoziologischen Methoden kann und wird also auf vielfältige Weise bearbeitet und beantwortet. Das zeigt uns, dass ein Methodeneinklang innerhalb der Umweltsoziologie schwer zu erreichen ist. Die Legitimität dieser Pluralität ergibt sich aus den differenzierten Herangehensweisen, wie ein Gegenstandskomplex bearbeitet werden kann. Diese Ausdifferenzierung entwickelte sich nicht nur zwischen Disziplinen, sondern ebenfalls innerhalb der Soziologie. Johann August Schülein schrieb dazu treffend, dass „Systemtheoretiker, Rational-Choice-Theoretiker, Interaktionisten, Funktionalisten, Ethnomethodologen den gleichen Gegenstand unterschiedlich angehen“ und „sie sich weder aufeinander reduzieren noch einfach addieren lassen“ (Schülein 2017: 211). Dennoch konstituieren diese Paradigmen die Soziologie als eine wissenschaftliche Disziplin, der allerdings ein Spannungsverhältnis inhärent ist. Wenn wir uns also mit den Methoden der Umweltsoziologie beschäftigen, wollen wir diese angespannte Pluralität anerkennen und dem Fach seine Komplexität nicht absprechen, um auf die unterschiedlichen methodologischen und epistemologischen Grenzen kritisch eingehen zu können.

Mit dieser Ausführung wollen wir zudem eine kürzlich entfachte Diskussion aufgreifen, die sich der deutschen Soziologie ganz allgemein stellt. Dabei geht es um verschiedene Konfliktlinien, welche sich innerhalb der Disziplin entwickelt haben – Konfliktlinien, die in der Gründung einer neuen Fachgesellschaft mit dem Namen „Akademie für Soziologie“ mündeten. Die Akademie für Soziologie beansprucht dabei eine stärkere gesellschaftliche Relevanz zu erlangen, indem sie als einheitliche wissenschaftliche Disziplin mit „empirisch-analytischem“ Ansatz verständliche Analysen liefert. Der methodische Zuschnitt findet entlang „empirisch-analytischer“ Vorgehensweisen statt, der durch präzise theoretische Analysen, Aussagen basierend auf empirischen Ergebnissen und kontrollierter Methoden definiert wird (Akademie für Soziologie 2019). Aufgrund mehrerer Konfliktlinien gibt es nicht die eine Gegenposi-

tion, zu der man sich abgrenzen will, aber manche Argumente scheinen sich mitunter entlang des bisherigen Geschehens der kürzlich noch alleinigen Fachgesellschaft, der DGS, zu entfalten.

Die DGS vertritt eine „multiparadigmatische“ Soziologie, welche anerkennt, dass das Fach in seiner Historie bestimmte Antworten für bestimmte gesellschaftliche Anforderungen geliefert hat und sich diese Antworten in den Grundlagen des Faches widerspiegeln (DGS 2018). Dadurch mag eine „Einheit“ des Faches – gerade vor dem Hintergrund einer fortschreitenden Spezialisierung – kaum mehr zu bewerkstelligen sein. Multiparadigmatik bedeutet dann aber auch, seine eigene Beschränkung zu kennen und nach den Kapazitäten anderer zu fragen – und nicht diese zu relativieren – um herausfordernde gesellschaftliche Themen ausreichend bearbeiten zu können (Scheffer 2017; vgl. auch Schüle 2017: 212). Wir beobachten in der Auseinandersetzung, die im Zuge der Abspaltung entfacht wurde, einen Vorwurf an die *disziplinäre Engführung des Faches* (an die Akademie für Soziologie) auf der einen Seite, sowie einen Vorwurf an *die Tendenz des Faches ihren Anspruch an Wissenschaftlichkeit zu verlieren* (an die DGS) auf der anderen Seite. Obwohl mehrmals darauf hingewiesen wurde, dass es sich dabei nicht um einen Methodenstreit handelt, so kann unseres Erachtens doch die Methodenwahl und ihre (kritische) Reflexion ein Indikator dafür sein, wie diese Debatte empirische sozialwissenschaftliche Forschung berührt beziehungsweise prägt. Was lässt sich nun prinzipiell über den Prozess der Methodenwahl sagen?

In vielen Fällen stellen wir Soziolog*innen die Methodenwahl so dar, dass wir mit Sicherheit behaupten können, mit dem gewählten Vorgehen etwas herauszufinden. Dabei berufen wir uns auf Wissensbestände, die sagen, „was Methode kann“ und welche Erkenntnisse sie uns liefern wird – also der epistemologischen Grundlage einer Methode, welche unter anderem durch einschlägige Traditionen und Schulen geprägt wurde. Ein entscheidendes Kriterium kann demnach sein, dass eine Methode „zuverlässig“ ist, beziehungsweise „verlässlich“ Daten über unseren Forschungsgegenstand versammelt, da sie bereits erprobt und diskutiert wurde (Reliabilität der Methode). Die daraus gewonnenen Erkenntnisse tragen schließlich zur Erweiterung des Wissens bei und werden mittels kontrolliert methodischer „Sauberkeit“ legitimiert. Man könnte hier von *standardisierten Methoden* sprechen, die einen Hang zu methodischer Strenge haben.

Was aber, wenn wir Methode selbst als eine in die Wissensproduktion intervenierende Praxis anerkennen und damit die Forscherin beziehungsweise den Forscher als Beteiligte*n an dieser Wissensproduktion ansehen? Da mittels einer Methode in ein Geschehen eingegriffen wird (auch wenn Forschung passiv und „abwesend“ geschieht), entfaltet sie eine eigene Wirkmacht. Es entsteht eine erkennbare Differenz durch die Forschungssituation, die oftmals unreflektiert bleibt, weil sie schmerzlich anerkennen müsste, dass es methodische „Sauberkeit“ in dem Sinne nicht gibt, als bestünde die Welt beziehungsweise Um-Welt, „Gesellschaft“ oder „Natur“ aus lauter methodisch sauber erforschbaren Phänomenen (vgl. Law 2004). Nehmen wir an, dass

die Rolle der Methode (auch) eine Differenz produzierende ist, so drängt sich schließlich die Frage auf, in welche Richtung eine bestimmte Methode den Unterschied gestaltet. An dieser Stelle würde man weiterhin fragen, ob die Methodenwahl damit nicht zu einem politischen Unterfangen wird, sobald man versucht methodische Interventionen in der Forschung aktiv zu gestalten. Diese Konzeption von dem „was Methode tut“ (Performativität der Methode) positioniert die Praxis der soziologischen Forschung inmitten der Gesellschaft, die sie beforcht und verlangt daher eine Verantwortlichkeit des Faches für ihre Praxis („*Response-Ability*“; vgl. Haraway 2016).

Anhand dieser Gegenüberstellung lässt sich im Prinzip gut erkennen, dass eine „empirisch-analytische“ und eine „multiparadigmatische“ Soziologie ein jeweils unterschiedliches Methodenverständnis bedingen. Es macht demnach einen Unterschied, wie man seine Methodenwahl begründet, und der komplexe Gegenstand der Umweltsoziologie fordert diese methodische Reflexivität, welche innerhalb einer arbeitsteiligen Wissenschaftslandschaft von der Umwelt situiert ist.

Die folgenden Beiträge sollen einen Einblick in diese spannende Pluralität, aber auch in die methodischen Reflexionen aktueller umweltsoziologischer Forschung geben. Sie vermitteln das Bild einer dynamischen Teildisziplin die sich bewusst den Anforderungen gesellschaftlicher Problemstellung, interdisziplinärer Problembearbeitung und soziologischer Fachidentität stellt und dies ebenso methodisch reflektiert (vgl. Peuker, Theiler et al., Eitel, Uhrig, Deppisch). Sie verdeutlichen die Stärke und Relevanz des soziologischen Blicks auf ökologische Problemlagen auf vielfältige Weise: Vom besseren Verständnis praktisch-politischer Problembearbeitung (vgl. Rutjes, Kurth, Weselek) über die Beleuchtung unterbewusster Naturbedeutungen (vgl. Weber & John), bis hin zur Erforschung des Zusammenwirkens menschlicher und natürlich-materieller Handlungsmacht (vgl. Schürkmann, Leger).

Die Beiträge

Den Auftakt macht Birgit Peuker mit einer detaillierten Beschreibung der „methodologischen Herausforderungen der Umweltsoziologie“. Entlang eines idealtypisch nachgezeichneten Forschungsprozesses stellt sie die bewusste Reflexion zweier Herausforderungen, nämlich die *Integration von Materialität in soziologische Theorie* und die *Normativität umweltsoziologischer Problematisierungen*, in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Sie benennt damit zugleich das Zirkularitätsproblem, welches davon ausgeht, dass der beziehungsweise die Forscher*in immer schon selbst Teil des Forschungsprozesses ist und jegliche Entscheidung reflektieren könne, also müsse. So stellt Peuker beispielsweise die Wahl des Forschungsgegenstandes als eine auf bestimmten Werten basierte Wahl dar. Alleine die Begründung des dargestellten Forschungsproblems führt dazu, dass das Problem in einem gesellschaftlichen Diskurs verankert sein muss, um überhaupt als problematisch und relevant – also auch förderungswürdig – zu gelten. Umweltsoziologische Forschungsgegenstände sind so gewichtig, weil sie nicht nur theoretisch abgeleitete, sondern auch empirisch drängende Fragen an die Soziologin herantragen. Theorien- und Methodenwahl, Peukers zweiter

Schritt im Forschungsprozess, leisten vor allem Hilfestellung bei Begriffsdefinitionen, Hypothesengenerierung, empirischer Kontextualisierung und Ableitungsregeln. Anhand des Beispiels der Praxissoziologien zeigt sie auf, welche Konsequenzen diese Theorie-Wahl für Forschungsmethode und Interpretationsleistung hat und warum demnach eine reflexive Auseinandersetzung erkenntnisreich sein kann. In diesem Kontext ist spannend, dass sich ebendiese Entscheidungen in der Methodenwahl niederschlagen und so, wie auch die Autorin weiter ausführt, über die Datenanalyse und Datenauswertung mitentscheiden. Anhand von vier Problemstellungen macht Peuker jedoch klar, dass das Ziel der Datenauswertung nicht mehr nur die Prüfung einer Theorie sein kann, da dieses Unterfangen empirisch scheitern wird. Die Beantwortung einer initialen Forschungsfrage, das heisst die umweltsoziologische Relevanz, muss hier angegangen werden und damit verbunden die Frage nach der Rolle von Materialität und Normativität. Schließlich zeigt uns Birgit Peuker, dass bei der Frage nach Handlungsempfehlungen oder auch bei der Ergebnisdarstellung, eines der größten Herausforderungen die Fremdinterpretation der eigenen Argumente darstellt. Um nicht Gefahr zu laufen, dass Argumente für den politischen Betrieb instrumentalisiert werden, muss hier eindeutig unterschieden werden, was Normativität im Bereich der Wissenschaft bedeutet und inwiefern Handlungsempfehlungen für ein politisches Programm davon abzugrenzen sind.

Im zweiten Beitrag wird das Thema der Reflexivität von Kathrin Eitel noch genauer unter die Lupe genommen und zum „Prinzip“ erklärt. Eitel wendet sich dabei an die „Teilnehmende Beobachtung“, welche längst nicht mehr nur in der Ethnologie oder Sozial- beziehungsweise Kulturanthropologie zum Methodenrepertoire gehört, sondern auch in der Soziologie rege Verwendung findet. Und obwohl Reflexivität stets für die Weiterentwicklung dieser Methode unabdingbar war – man beachte auch die „turns“ in den anwendenden Disziplinen – wird diese Haltung kaum in ihrer Gebrauchsweise angeleitet. Vor dem Hintergrund interdisziplinärer Auseinandersetzung sei Reflexivität gerade jene „Metamethode“, die eine Anwendung der teilnehmenden Beobachtung zulässt – ohne eine disziplinäre Befangenheit. Reflexivität erlaubt dabei, sich unter anderem mit Repräsentationsproblemen und kolonialen Wissenspraktiken auseinanderzusetzen und sie dahingehend offenzulegen und aufzuarbeiten. Umweltsoziologisch relevanter ist jedoch auch hier die Frage nach der Begegnung mit Materialitäten und deren Integration in die reflexive Wissensproduktion, welche – wie bei Peuker – als methodologische und auch epistemologische Herausforderung angesehen wird. Neue/Jüngere Ansätze wie der „Neue Materialismus“ können hier einen Beitrag leisten. Eitel erschafft zudem das Bild der „Ökologie des Forschens“, also eine Anerkennung der *Involviertheit* des oder der Forschenden, welches zu einem Denken *durch* den Gegenstand führt und auf das *Wie* dieses Denkens verweist. Schließlich sind die Bedingungen des Forschens unter dem Zeichen der Neoliberalisierung von Hochschulstrukturen zunehmend beschwerlicher für eine ausgedehnte Reflexion. Ihr Plädoyer lautet daher, dass Reflexivität einer beschleunigten Forschungsagenda entgegensteht und für mehr Zeit in der Forschung einsteht.

Auch der dritte Beitrag von **Christiane Schürkmann** greift die Rolle der Materialität in den Sozialwissenschaften auf, um diese schließlich in eine Theorie der Human(de)zentrierung zu integrieren. Schürkmann konzipiert diese Theorie anhand des Beispiels der Endlagerung von hoch radioaktiven Stoffen, welche nach ihrer Wirkmächtigkeit im Verhältnis zu menschlicher Handlungsmächtigkeit befragt werden. Sie entwickelt einen Ansatz, der Theorie und Empirie als offenes Verhältnis bestimmt, wobei durch das Ziel der „Theoriegenese mit empirischer Rückbindung“ explizit eine sogenannte „empirische Theorie“ – als Abgrenzung zur theoretischen Empirie – verfolgt werden soll. In ihrer kritischen Ausführung zu Ansätzen wie der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) fragt die Autorin nach jenen Entitäten, welche vom und für den Menschen als gefährlich eingestuft wurden und dabei eine konzeptionelle Herausforderung für die Verhältnisbestimmung von Mensch und Materie im Sinne der Hybridisierung darstellen. Die zentrale Frage lautet deshalb: Welche Grenzen haben kooperative Ansätze von Materialität, die letzten Endes zu einem Antagonismus vom Mensch-Materie-Verhältnis führen? Schürkmann entwickelt anhand der Konzepte von „Zentrierung“ und „Dezentrierung“ des Menschen einen Ansatz, der beides gleichzeitig berücksichtigt und damit im Stande ist, den bereits genannten Antagonismus zu integrieren: Human(de)zentrierung. Die konkrete methodische Frage, die die Autorin dabei stellt lautet: „Wie und wo lässt sich der Umgang mit ‚hoch radioaktiven Abfallstoffen‘ eigentlich beobachten?“ Vorgeschlagen werden Text- und Dokumentenanalyse, sowie Interaktions- und Videoanalyse im Stile der Grounded Theory. Aufgrund des Gesundheitsrisikos ist es schlichtweg nicht ratsam sich mit gefährlichen Stoffen „von Nahem“ auseinanderzusetzen. Schürkmanns Beitrag zeigt uns, wie eine umweltsoziologische Auseinandersetzung mit solchen Stoffen dennoch methodisch angegangen werden kann.

Im vierten Beitrag von **Lena Theiler, Oskar Marg, Anna-Christin Ransiek** und **Emilia Nagy** wird ein transdisziplinäres Projekt auf seine Wissensintegration hin analysiert. Zum einen wird Transdisziplinarität als Forschungsmodus beschrieben, welcher dafür prädestiniert ist, gesellschaftliche Wirkungen bereits bei der Methodenwahl bewusst zu reflektieren. Zum anderen soll der Beitrag transdisziplinär Forschenden beim Umgang mit heterogenen Wissensbeständen helfen. Transdisziplinarität wird dort relevant, wo problemorientiert geforscht wird und disziplinäre Grenzen den Forschungskomplex nur unzureichend bearbeiten können. Am ausgewählten Beispiel kommt hinzu, dass innerhalb der Umweltsoziologie – speziell in der Nachhaltigkeitsforschung – die normative Prägung eine entscheidende Rolle spielt. Der Anspruch, dass Ergebnisse in Lösungsansätze überführt werden, wird in der transdisziplinären Forschung durch die methodisch kontrollierte Wissensintegration aus den beteiligten Disziplinen geleistet. Diesem Prozess widmet sich das Projekt TransImpact, welches die Autor*innen hier detaillierter vorstellen. Dabei basiert deren Konzeption von Transdisziplinarität auf einem breiten Methodenverständnis, welches im Forschungsprozess stets nach einer Definition verlangt, um einem unreflektierten Modus von „everything goes“ zu entgehen. Für das Projekt wurden 16 transdisziplinäre Studien im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung herangezogen. Diese wurden auf ihre An-

forderungen für Vorgehensweisen und Methoden geprüft, unter denen „Wirksamkeit“, das heißt die Entfaltung von Problemlösepotenzial, erreicht wird. Die dargestellten Methoden zeigen in diesem Beitrag nur einen kleinen Teil der Vielfalt, die der Methoden-Begriff hier erlauben würde. Der Beitrag erläutert die Vorteile dieser Art der Forschung und Methodendefinition, gerade wenn es um Anpassungsfähigkeit innerhalb transdisziplinärer Forschungsverbände geht.

Henriette Rutjes liefert den fünften Beitrag dieses Tagungsbandes und beschäftigt sich darin mit der Operationalisierung – also der Messbarmachung – von Grenzbeziehungen zwischen Umweltbehörde und der Wissenschaft im Kontext der sekundären Rohstoffgewinnung. Sie bezieht damit wissenschaftliche sowie nicht-wissenschaftliche (die zuständigen Umweltbehörden) Akteure in das Projekt mit ein, was ihr erlaubt, sich auf die Aushandlungsprozesse zu fokussieren, die in den Grenzziehungspraktiken zwischen beiden Gruppen stattfinden. Der Gegenstand der Aushandlung ist die Rohstoffgewinnung „aus anthropogenen Lagerstätten wie Bergbauhalden, Schlacken und Hausmülldeponien“ – also einem Bereich, bei dem unter anderem auch wirtschaftliche Interessen eine Rolle spielen. Die unterschiedlichen Akteure beziehungsweise Praxisgemeinschaften werden dabei relational auf ihre Abgrenzungspraktiken hin analysiert, die sich zum Beispiel an beteiligten Wissensbeständen ausmachen lassen. In einem iterativen Prozess zwischen induktiver und deduktiver Kategorienbildung wurden 18 teilstrukturierte, leitfadengestützte Interviews, zwei Gruppendiskussionen und eine Veranstaltungsbeobachtung analysiert. Dieses Vorgehen ermöglicht es, theoretisches Vorwissen und empirische Offenheit in der Analyse zu verknüpfen und damit Forschungslücken fokussiert und Ergebnisoffen zu bearbeiten. Es lässt außerdem Spielraum für weitere Methoden, wie etwa das *shadowing*, welches implizites Wissen beobachtbar macht, ohne den beziehungsweise die Forscher*in stärker zu involvieren.

Markus Kurth beschäftigt sich im sechsten Beitrag ebenfalls mit der Zusammenarbeit zwischen wissenschaftlichen und politischen Akteur*innen – konkret im Bereich des Natur- und Klimaschutzes. Am Beispiel des Projektes „Naturkapital Deutschland – TEEB DE“ stellt er dar, wie mithilfe der postfundamentalistischen Diskursanalyse (PDA) solche Formen der Wissensproduktion soziologisch untersucht und reflektiert werden können. Die Notwendigkeit für Reflexionswissen in der Umweltsoziologie begründet er mit dem Verschwimmen der Grenzbereiche von Wissenschaft und Politik, da es im Projekt vor allem um politisch gewollte Ökosystemleistungen für den Menschen geht. Diese implizite Abwägung von Risiken und Chancen bildet auch den Rahmen für die vorgestellten Methoden: nämlich alle, die Erkenntnisse über den Diskurs um Ökosystemleistungen liefern. So ist die Ansammlung an Dokumenten offen für qualitative als auch quantitative Analysen, weshalb Kurth darauf verweist, dass das Methodenspektrum stets kritisch reflektiert werden muss. Im dargestellten Beispiel waren Expert*innen-Interviews für die Identifikation und Spezifizierung von Kontroversen hilfreich, welche jedoch in der Dokumentenanalyse nicht aufzufinden waren, da diese „bereinigt“ veröffentlicht wurden. In der PDA geht man von einem konstitutiven Außen und Innen des Diskurses aus und steht dabei vor der methodi-

schen Schwierigkeit, die Akteure zu unterscheiden, die den Diskurs „von innen“ prägen, von denen, die Diskurs „von außen“ erfahren. Dies lässt sich nur retrospektiv bewerkstelligen, weshalb sich die PDA vor allem auch rekonstruktiver Methoden bedient. Kurth führt hier das Gütekriterium der Intersubjektivität an. Intersubjektivität meint, dass einerseits der beziehungsweise die Forschende selbst mit seinen/ihren Deutungen ein Korrektiv von „Projektexternen“ erfährt, um andererseits den Auswertungsprozess nachvollziehbarer zu machen und in diese Richtung weiterzuentwickeln. Diese Vorgehensweise – und so wird auch eine der Stärken der PDA beworben – ist hilfreich, um Forschungsprojekte sensibler im Hinblick auf Machtaspekte zu gestalten.

Im siebten Beitrag greift **Matthias Leger** vor dem Hintergrund umweltpolitischer Mobilitätsdebatten die Diskussion um Fahrverbote in Stuttgart auf. In Rückgriff auf die Situationsanalyse nach Adele Clarke analysiert er das Thema mithilfe der Anfertigung dreier „Maps“: der Situationsmap, der Map sozialer Welten/Arenen sowie der Positionsmap. Dabei zeigt er auf, wie mit der Situationsanalyse neben einem breiten Blick auf das untersuchte Phänomen auch nicht-menschliche Elemente sowie Praktiken und Diskurse in die Analyse einbezogen werden können. Leger schließt dabei offensichtlich an Praxistheorien an, versucht allerdings Diskurse zu integrieren, um sie später gleichwertig der Analyse zu unterziehen. Damit wird das Unterfangen multiperspektivisch. Bekannterweise stützt sich Clarkes Situationsanalyse auf der Grounded Theory, die im weiteren Forschungsprozess konstitutiv sein wird, um eine systematische Analyse zu gewährleisten. Im Unterschied zur Grounded Theory wird bei Clarke der Situationsbegriff jedoch stark raumzeitlich erweitert, weshalb die Integration der unterschiedlichen Akteure gelingen kann. Alle für eine Situation konstituierenden Akteure werden in die Analyse einbezogen. Eine Methode, die hier Anwendung findet, ist beispielsweise das Durchführen von Fokusgruppen, deren Protokolle anschließend durch die besagten Maps ausgewertet werden. Die Situationsmaps versammelt die verschiedenen menschlichen und nicht-menschlichen Akteure und hilft unter anderem den Forschenden sich selbst zu positionieren. Die Soziale Welten/Arenen-Maps liefern eine Darstellung von Aushandlungen, welche ermöglichen auf Machtpositionen einzugehen. Die Positionsmaps sind ein zweidimensionales Koordinatensystem, in das eine Kontroverse mit ihren dazugehörigen Diskurspositionen eingetragen wird. Das Anfertigen der Maps ist in der Situationsanalyse nicht nur ergebnisorientiert, sondern regt die Forscher*innen selbst zur Reflexion über die eigene Darstellungspraxis an. Schließlich diskutiert auch Leger das umweltsoziologisch höchstrelevante Thema der Normativität des Forschungsgegenstandes. Hier insbesondere im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit und Diskursmachtaspekten.

Johanna Weselek behandelt im achten Beitrag die Praxis von Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE) in Schulen anhand der dokumentarischen Methode. Nach einem Überblick über die Geschichte des Konzepts, zeigt sie anhand von Beispielen aus Gruppeninterviews mit Lehrer*innen auf, welche Möglichkeiten rekonstruktive Sozialforschung (und konkret die dokumentarische Methode) für die Analyse dieser Bildungsziele bietet. Im Zentrum steht die Frage, wie diese Ziele – hier verbunden mit

Wertfragen – verhaltensrelevant und schließlich im konkreten Schulalltag ausgestaltet werden. Damit bewegt sich Weselek mit ihrer Forschung an der Schnittstelle von Umweltsoziologie, Bildungssoziologie und Organisationssoziologie (was für den vorliegenden Band insbesondere deshalb interessant ist, weil sich normative Fragen nicht nur im schulischen, sondern auch im wissenschaftlichen Alltag stellen). Thematisch relevant ist dabei, dass als Lernziel das zukunftsbezogene Handeln und globale Verstrickungen bewusst gemacht werden sollen. Für die dokumentarische Methode bietet dieser thematische Hintergrund eine günstige Voraussetzung, da mit besagten Lernzielen implizites Wissen verbunden ist, welches anhand der durchgeführten Gruppendiskussionen in Form von Erfahrungswissen abgefragt beziehungsweise „dokumentiert“ wird. Mittels der Gruppendiskussionen greift Weselek auf Wissenbestände zu, die im selbstläufigen Gespräch zwischen den Lehrer*innen zum Ausdruck gebracht werden. Wissen, das nur mit gegenseitigem Verweis auf einen spezifischen geteilten Erfahrungsraum hervortritt. Die drei angeführten Beispiele aus drei unterschiedlichen Gruppendiskussionen zeigen schließlich auf, welche Themen und Ereignisse des Schulalltags mit den Wertvorstellungen der Lehrkräfte über BNE zusammenhängen. Weselek zeigt außerdem wie Materialität, Metaphorik und exklusive Wissensbestände einerseits die Gruppendiskussion stützen können, andererseits aber selbst zu einer Herausforderung für die Dokumentarische Methode werden.

Sarah Weber und Manuel John präsentieren im neunten Beitrag des Bandes die Methode der „Go-Along Interviews“, welche sie im Rahmen einer Studie zur Naturwahrnehmung entwickelt haben. In ihren – mit Verweis auf den Spaziergangswissenschaftler Lucius Burckhardt – methodologisch begründeten Waldspaziergängen wollen die Autor*innen der Frage nachgehen, warum uns Landschaften beziehungsweise Natur „schön“ erscheinen. Weber und John gehen davon aus, dass vom Menschen verschiedene Versionen des Waldes konstruiert werden und begleiten diese zu ihren „Lieblingswäldern“, um eben diese Konstruktionen und Bilder hervorzubringen. Das Go-Along Interview im Wald soll dabei vor allem die räumliche Dimension nutzen, wobei die Autor*innen einen Fokus auf die Rolle von Fotografien legen. Interesse an dieser Forschung haben Nationalparkverwaltungen, welche in ihren Management-Strategien berücksichtigen, wer denn genau geschützten Wald wie wahrnimmt, also welche Qualitäten und Charakteristika das Naturgebiet hat. Telefoninterviews und face-to-face-Interviews stießen dabei auf Grenzen, da der Wald in der Interviewsituation zu „weit weg“ war. Spaziergänge schafften es die Praxis des Wahrnehmens selbst zum Gegenstand der Reflexion zu machen. Die Methode ist Teil von sogenannten „Walking Interviews“ mit Fokus auf Raumdimension, grenzt sich aber von stärker ethnographisch orientierten Methoden ab. Ein Interviewleitfaden wurde eingesetzt, um den Fokus auf bestimmte Themen zu gewährleisten. Zusätzlich zu den Interviews wurden durch die Befragten Fotos gemacht und entweder retrospektiv oder prospektiv in die jeweilige Erzählung eingebettet (im Text an Beispielen veranschaulicht). Weber und John sehen dabei den Wald als Erinnerungsraum, welcher zur freieren Assoziation anregt, alleine durch das Vorhandensein von externen Stimuli. Spaziergänge werden somit auch zu einer intimen Angelegenheit, bei der im Unterschied zu

„sitzenden Interviews“ auch längere Schweigephasen eintreten dürfen. Ein weiterer Erkenntnisprozess spielt sich über die Kontrastierung der Forschenden zur interviewten Person ab und kann somit als Analyseinstrument eingesetzt werden, sobald man als Forschende*r merkt, dass Äußerungen einen überraschen. Schließlich hebt der methodische Einbezug der Fotografie das Deuten auf nicht Versprochenes hervor und hilft somit dort, wo etwas nicht in Worte zu fassen ist. Das kann bei Forschung über die „Schönheit“ nicht selten der Fall sein.

Larissa Deppisch geht im zehnten Beitrag dieses Bandes einer grundlegenden Frage der Begrifflichkeit von „Natur“ und „Gesellschaft“ nach und zeigt uns, wie die Entscheidung für eine Theorie – hier die Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse (gnV) – den empirischen Forschungsprozess elementar mitentscheidet. Bereits die Verhältnisbestimmung dieser Dichotomie von „Natur“ auf der einen Seite und „Gesellschaft“ auf der anderen, ist in der Literatur umstritten und will sich auch nicht so recht auf einen Nenner bringen lassen. Kann man daraus schließen, dass die Verhältnisbestimmung immer kritisch hinterfragt und von Anfang an geklärt werden muss? Mit der Theorie gnV will Deppisch zeigen, dass bisherige Bestrebungen der Verhältnisbestimmung mitunter dazu geführt haben, dass „Gesellschaft“ einer naturalistischen Logik unterworfen wird, oder „Natur“ eine kulturalistische Hervorbringung wiederfährt, beide Ansätze aber zu reduktionistisch vorgehen und damit der Komplexität des Unterfangens nicht gerecht werden. Darunter leidet folglich die methodische Auseinandersetzung. Die Theorie gnV will dies vermeiden, indem sie theoretisch-konzeptionell „Natur“ und „Gesellschaft“ trennt, aber empirisch immer von einer Spezifizierung des Gesellschaft-Natur-Verhältnisses ausgeht, welches Hybridisierung miteinschließt, aber nicht als einzige Variante anerkennt. Anhand dreier Beispiele – Müll, Mobilität und einer Vier-Felder-Matrix – werden diese spezifischen Verhältnisbestimmungen veranschaulicht. Schließlich weist die Autorin darauf hin, dass die jüngere Entwicklung der Theorie gnV eine reflexive Wende nimmt und beispielsweise konkrete Unterscheidungspraktiken von „Natur“ und „Gesellschaft“ untersuchen will. Spannend ist Deppischs Kritik an jenen umweltsoziologischen Studien, für welche „Natur“ und „Gesellschaft“ in eine Selbstverständlichkeit überführt wurden und damit ungeklärt bleibt, welches Verständnis diesen Begriffen unterliegt. Im Sinne der hier geführten Methodendiskussion bleibt uns abschließend ihr Plädoyer, dass stets mitreflektiert werden muss, was es bedeutet, wenn wir von „Natur“ oder „Gesellschaft“ sprechen.

Im abschließenden Beitrag von Alisa Uhrig wendet die Autorin selbst die Methode des Experten-Interviews an und liefert uns sogleich eine Darstellung von – aber auch eine inhaltliche Auseinandersetzung mit – umweltsoziologischer Forschung. Das (bereinigte) Interview mit Prof. Dr. Cordula Kropp bietet eine umfassende und kritische Auseinandersetzung mit der Rolle von Digitalisierung für die Umweltsoziologie. Dabei werden sowohl die methodischen Möglichkeiten und Grenzen als auch die Bedeutung von Digitalisierung als Untersuchungsgegenstand diskutiert. In ihren Statements verdeutlicht Cordula Krupp Schwachstellen und Versäumnisse des gegenwärtigen Diskurses um digitale Methoden und betont die Wichtigkeit einer vertieften soziolo-

gischen Bearbeitung dieser Phänomene in einer "Soziologie der Algorithmen". In einer zunehmend digitalisierten Alltagswelt ist die umweltsoziologische Auseinandersetzung mit Digitalisierung sowohl zum Verständnis der Veränderung konkreter Naturverhältnisse als auch in Bezug zu Fragen nach anthropogenen Umweltauswirkungen unerlässlich.

Abschließend: Umweltsoziologische Kapazitäten?

Viele der Beiträge dieses Tagungsbandes überschneiden sich in bestimmten Aspekten: die Notwendigkeit der Reflexion, das Einbeziehen materieller Entitäten, die Offenheit methodischer Bearbeitung, die Anerkennung einer normativen Grundhaltung, oder die Integration politischer und gesellschaftlicher Akteure. Diese Aspekte sind nicht nur für die Umweltsoziologie eine grundlegende Herausforderung. Das Erschließen des umweltsoziologischen Spektrums stellt hier jedoch eine Besonderheit dar und an manchen Stellen erlauben wir uns die Diagnose, dass sie den Umweltsoziologen und die Umweltsoziologin *überfordern*. Die eingangs kurz angeschnittene Vielfalt an ökologischen Themen und Krisenphänomenen lassen eben nicht zu, dass einfache Erklärungen oder Lösungsansätze gefunden werden. Wir müssen uns also fragen, was wir mit den Methoden in der Umweltsoziologie machen können und was nicht? Die Bestimmung umweltsoziologischer Kapazitäten könnte dafür ein Anfang sein (vgl. Scheffer & Schmidt 2019) und will den fachinternen Diskurs über Methoden zur Weiterentwicklung anregen. Welchen Aufwand habe ich mit meiner Fragestellung und was können die jeweiligen Methoden leisten, um die Frage- oder Problemstellung zu bearbeiten? Wo sind die Grenzen der Bearbeitung? Ob Mappings, digitale Methoden, Go-Along-Interviews oder postfundamentalistische Diskursanalyse – die vorliegenden Ausführungen leisten ihre jeweils eigenen Beiträge, um umweltsoziologische Kapazitäten zu umreißen und sie gegebenenfalls zur Diskussion zu stellen. Im Rahmen einer Nachwuchstagung will dies zunächst genügen.

Literatur

Akademie für Soziologie (2019): Grundsätze.

URL: <https://akademie-soziologie.de/akademie/grundsaeetze/> (Zugriff: 18.9.2019)

Crutzen, P. J. & Störmer, E. F. (2000): The „Anthropocene“. Global Change Newsletter 41, 17-18

Haraway, Donna J. (2015): Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin. Environmental Humanities, Vol. 6, 159-165

Haraway, Donna J. (2016): Staying with the Trouble: Making Kin in the Chthulucene. Durham: Duke University Press

Latour, Bruno (2015): Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 3. Auflage

Law, John (2004): After method: mess in social science research. Abingdon (OX); New York (NY): Routledge

- Scheffer, Thomas (2017): Interview mit Prof. Dr. Thomas Scheffer – Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre. In: soziologiemagazin, vom 21. Dezember 2017. URL: <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920> (Zugriff: 18.09.2019)
- Scheffer, Thomas & Robert Schmidt (2019): Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme. In: SOZIOLOGIE, 48 (2), 153-173
- Schüle, Johann August (2017): Multiparadigmatik – eine gefährliche Krankheit? In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 6 (2), 189-215

Danksagung

Wir bedanken uns beim Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt für die Bereitstellung der Tagungsräume, beim ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung für die Publikation des Tagungsbandes und bei der Sektion Umweltsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) für die finanzielle Unterstützung von Tagung und Tagungsband. Außerdem danken wir Neele Zander für das Korrektorat und Harry Kleespies für das Layout des Tagungsbandes.

Besonderer Dank geht an folgende Reviewer*innen (in alphabetischer Reihenfolge) die wesentlich zur inhaltlichen Qualität des Tagungsbandes beigetragen haben:

- Franziska Dahlmeier (Universität Hamburg)
Clément Dréano (Universität van Amsterdam)
Christoph van Dülmen (Thünen-Institut für Ländliche Räume)
Johanna Kramm (ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung)
Laura Kocksch (Ruhr-Universität Bochum)
Stefan Laser (Universität Kassel)
Ingmar Lippert (Naturkundemuseum Berlin)
Laurids Melbye (Soziologe, Frankfurt am Main)
Annika Musch (Ludwig-Maximilian-Universität München)
Franziska von Verschuer (Goethe-Universität Frankfurt am Main)